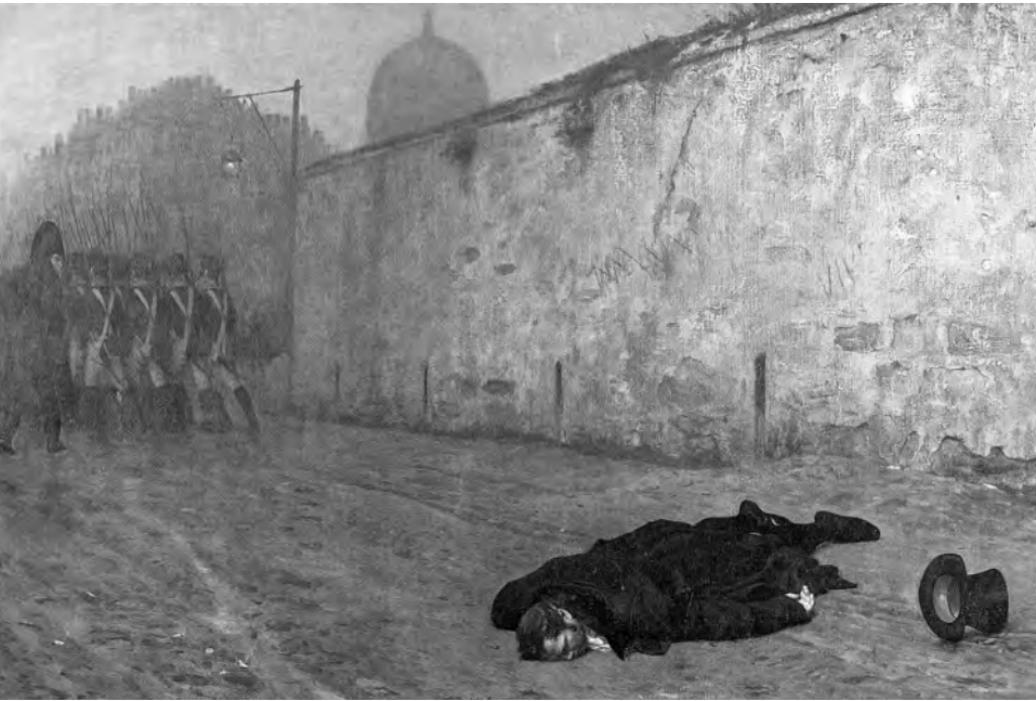




Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de



*Das prominenteste Opfer von Napoleons Rückkehr
war nicht er selbst, sondern Marschall Michel Ney,
der für seinen Eidbruch gegenüber König Ludwig XVIII.
nach den Hundert Tagen mit seinem Leben
bezahlen musste.*

Jean-Léon Gérôme: Die Hinrichtung des Marschalls Ney (1868),
Sheffield City Art Galleries (siehe Kapitel 14)

Volker Hunecke

NAPOLEONS RÜCKKEHR

DIE LETZTEN HUNDERT TAGE –
ELBA, WATERLOO, ST. HELENA

Klett-Cotta

Klett-Cotta
www.klett-cotta.de
© 2015 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung
Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg
Unter Verwendung eines Fotos von © Bibliothèque des Arts
Décoratifs, Paris, France/Archives Charmet/Bridgeman Images
Gesetzt von r&p digitale medien, Echterdingen
Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG,
Regensburg
ISBN 978-3-608-94855-4

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Inhalt

KAPITEL 1

Einleitung: Krieg und Konstitution 7

KAPITEL 2

Das Ende des Kriegs und der napoleonischen
Herrschaft 19

KAPITEL 3

Die Erste Restauration:
Friede, Verfassung und Enttäuschungen 29

KAPITEL 4

S. M. l'Empereur Napoléon,
souverain de l'île d'Elbe 45

KAPITEL 5

»Der Flug des Adlers« 55

KAPITEL 6

Erneut Regierungschef 71

KAPITEL 7

Der Verfassungsgeber: der Acte additionnel
aux constitutions de l'Empire 87

KAPITEL 8

Der konstitutionelle Monarch 99

KAPITEL 9

Und wieder Krieg 117

KAPITEL 10

Waterloo 135

KAPITEL 11

Der parlamentarische Staatsstreich:
Napoleons Absetzung 159

KAPITEL 12

Napoleons Revanche I:
der Dérapage der liberalen Restauration 177

KAPITEL 13

Napoleons Revanche II:
Sieger über die Erinnerung 197

KAPITEL 14

Epilog 213

ANHANG

Zeittafel 225

Anmerkungen 229

Bibliographie 245

Personenregister 249

KAPITEL 1

Einleitung: Krieg und Konstitution

Am 31. März 1814 marschierten die alliierten Sieger in Paris ein, während sich der geschlagene Napoleon nach Fontainebleau zurückzog. Von seinen eigenen Marschällen dazu gedrängt, ergab er sich eine Woche später in das Unvermeidliche und verzichtete für sich und seine Erben auf die Throne Frankreichs und Italiens – ein Verzicht, der wenige Tage später durch den Vertrag von Fontainebleau völkerrechtlich verankert wurde (11. April). Indem er diesem Vertrag zwei Tage später durch seine Unterschrift beitrug, erwarb Napoleon sich und seinen Angehörigen das Recht, ihre bisherigen Titel weiterzuführen, und seine Anerkennung als souveräner Herrscher über die Insel Elba. Derweil betrieb der Senat, bis kürzlich Napoleons wichtigstes Herrschaftsinstrument, dessen Absetzung und die Inthronisation eines neuen Monarchen in der Person Ludwigs XVIII., der am 3. Mai feierlichen Einzug in Paris hielt.

Den Bourbonen zum Friedensschluss zu bewegen, den Napoleon seit seiner Niederlage bei Leipzig beharrlich verweigert hatte, bedurfte es lediglich eines weiteren Monats. Der am 30. Mai unterzeichnete, für Frankreich außerordentlich günstige Erste Pariser Friede sah in einem seiner Schlussartikel die Einberufung eines allgemeinen Kongresses innerhalb von zwei Monaten nach Wien vor, um die durch den gegenwärtigen Vertrag offengelassenen Fragen zu regeln. Der

mit großer Verzögerung am 3. November offiziell eröffnete Kongress befand sich, wegen Uneinigkeit unter den Großmächten, in einer tiefen Krise, als er am 7. März 1815 durch die Nachricht von Napoleons Entweichen von Elba aufgeschreckt wurde. Die Kunde, dass dieser am ersten des Monats mit tausend Bewaffneten im Golfe Juan bei Cannes gelandet war, hatte Paris bereits zwei Tage früher erreicht. Prompt ergriff man in Wien und Paris Maßnahmen, den Rechtsbrecher in die Schranken zu weisen. Alle von der Pariser Regierung eingeleiteten Schritte konnten allerdings nicht verhindern, dass Napoleon, ohne einen einzigen Blutstropfen zu vergießen, bereits am Abend des 20. März in den Tuileries-Palast einzog, den Ludwig XVIII. in der Nacht davor verlassen hatte. Napoleon hatte so leichtes Spiel, da das gegen ihn ausgesandte Militär in hellen Scharen zu ihm überlief.

Die Reaktion des Wiener Kongresses bestand darin, am 13. März den mit bewaffneter Macht in Frankreich eingefallenen Bonaparte als »Feind und Störer der Ruhe der Welt« zu ächten. Um diesem Verdikt Nachdruck zu verleihen, verpflichteten sich die Großmächte wenige Tage später, jeweils 150.000 Mann zu mobilisieren, um Napoleon außerstand zu setzen, künftig die Ruhe Europas und den allgemeinen Frieden zu stören. Da er einsehen musste, dass Europa um keinen Preis gewillt war, ihn erneut auf dem französischen Thron zu dulden, stampfte auch Napoleon, kaum dass er sich erneut als Regierungschef etabliert hatte, ein Heer aus dem Boden, mit dem er sich Mitte Juni den jenseits der französischen Nordgrenze zusammengezogenen britisch-niederländischen und preußischen Truppen entgegenwarf. Die ihm am 18. Juni durch Wellington und Blücher bei Waterloo zugefügte vollständige Niederlage führte vier Tage später zu seiner erneuten Abdankung, Entfernung aus Paris und Frank-

reich, so dass Ludwig XVIII. aus dem niederländischen Exil zurückkehren und am 8. Juli wieder in seine Hauptstadt einziehen konnte. Bei dieser Gelegenheit begrüßte ihn der Seine-Präfekt Chabrol mit den Worten: »Sire, hundert Tage sind seit dem unglücklichen Augenblick vergangen, als Ihre Majestät [...] unter den Tränen und Klagen aller Ihre Hauptstadt verlassen hat.«

Chabrols »Hundert Tage« sind seit damals zu einem festen Begriff in der Geschichtsschreibung geworden. Mit ihm meint man nicht nur die – tatsächlich hundertzehn – Tage der Abwesenheit Ludwigs XVIII. von Paris, sondern die ganze Zeitspanne von Napoleons Entweichen von Elba bis zu der Ende Juli über ihn verhängten Verbannung nach Sankt Helena und der Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII., also bis zu den Anfängen der Zweiten Restauration. Um Napoleons kühnen Handstreich, dessen ebenso fulminanten Anfangserfolg wie jähes Scheitern, in seinen tieferen Ursachen zu verstehen, gehen die meisten Historiker bis zu seiner ersten Abdankung zurück, beziehen also in ihre Darstellung, wie es auch in der vorliegenden geschehen soll, die ganze Erste Restauration mit ein.

Im millenaren Lauf der Geschichte mögen die Hundert Tage wenige sein, doch für den Gang der Geschichte Frankreichs und Europas bilden sie eine tiefe Zäsur. Der Napoleon redivivus war eine doppelte Herausforderung – für sein Land und für den ganzen Kontinent. Gegenüber den europäischen Mächten kündigte er durch sein Wiedererscheinen das Arrangement von 1814 (Vertrag von Fontainebleau und Pariser Friede) auf, und zwar gegenüber zum Frieden bereiten Gegnern, die ihn jahrelang als friedlos und kompromisslos kennengelernt hatten, als jemanden, der nur die Sprache der Waffen versteht. Nicht weniger bedrohlich war seine Rück-

kehr für sein eignes Land, das sich 1814 seiner entledigt hatte, weil es nicht gewillt war, länger die kaiserliche Diktatur zu ertragen. Um überhaupt eine Chance zu haben, von Europa und Frankreich als Herrscher dieses Landes geduldet zu werden, musste Napoleon sich den Anschein geben, nicht mehr der alte zu sein, sondern friedfertig, kompromissbereit, als ein der Freiheit der Franzosen und der Völker verpflichteter Herrscher. Bei den europäischen Mächten stießen Napoleons Friedensbeteuerungen von vornherein auf ungläubige Ohren; die Franzosen wussten also, dass Napoleon an der Macht erneut Krieg mit Europa bedeutete.

Diese (von der napoleonischen Propaganda tunlichst verheimlichte) Tatsache einmal beiseite lassend, bleibt im Hinblick auf Frankreich das Problem der auch unter Napoleon nie befriedigend gelösten Verfassungsfrage. Nachdem Ludwig XVIII. mit der »oktroierten« Verfassung vom 4. Juni 1814, der Charte constitutionnelle, wesentliche Freiheitsforderungen, die seit 1789 auf der politischen Agenda der Franzosen standen, erfüllt hatte, war es für Napoleon unmöglich, an sein anderthalb Jahrzehnte lang praktiziertes diktatorisches Regime einfach anzuknüpfen; auch er musste, wenn die Franzosen ihn erneut akzeptieren sollten, den von Ludwig XVIII. gewiesenen Weg einer konstitutionellen und liberalen Regierung einschlagen, zu dessen Liberalismus gewissermaßen in Konkurrenz treten. Doch in einem solchen Konkurrenzkampf war er notwendigerweise von vornherein der Unterlegene. Der dynastischen Legitimität des Bourbonen, der überdies den Frieden mit Europa verbürgte, hatte Napoleon allein seine materielle Legitimität entgegenzusetzen, das heißt seinen und Frankreichs militärischen Ruhm, das von ihm errichtete Empire, dessen einstige Prädominanz über den Kontinent. Doch um Europa und den Franzosen

die Furcht vor einem neuerlichen Krieg zu nehmen, musste er sich verbal davon distanzieren. Dies tat er, indem er, von seinem Ziel Paris noch weit entfernt, bereits am 9. März in Grenoble die zu ihm übergelaufenen Soldaten harangierte: »Wir müssen vergessen, dass wir einst die Herren der Nationen waren«; und gut vierzehn Tage später verkündete er den in feierlicher Sitzung versammelten Grands Corps d'État: »Ich habe den Ideen des Grand Empire entsagt.«¹ Wenn das ernst gemeint war, hätte Napoleon den Franzosen überhaupt nichts zu bieten gehabt, was sie mit Ludwig XVIII. ohne Krieg haben konnten.

Um gegen das ihm feindliche Europa überhaupt eine Chance zu haben, musste Napoleon die Franzosen für sich gewinnen. Da er ihnen keinen Frieden versprechen konnte, musste er ihnen wenigstens Freiheit gewähren. Diesen Versuch, in Frankreich, die ludovizianische Charte noch überbietend, politische und bürgerliche Freiheit zu begründen, unternahm er mit der am 22. April verkündeten Verfassung, die dem Verlangen der Franzosen nach Freiheit und konstitutioneller Regierung weitgehend Rechnung trug. Aber so wenig wie der Bourbonenkönig konnte er sich dazu durchringen, das französische Volk uneingeschränkt in seine Souveränitätsrechte einzusetzen, ihm den *pouvoir constituant*, die verfassungsgebende Gewalt, zuzubilligen. Wie der, gemessen an ihrer Zeit, erzliberalen Charte der Makel anhaftete, »oktroziert« zu sein, so der napoleonischen Verfassung ihr, das Volk als Souverän entmündigender, Titel: *Acte additionnel aux constitutions de l'Empire*. Auf diese Bezeichnung wollte Napoleon um keinen Preis verzichten. Gegen Benjamin Constant, der ihn davon abzubringen versuchte, wandte er ein: Ihr wollt mir meine Vergangenheit rauben, an der ich festhalten will. »Die neue Verfassung muss an die alte an-

knüpfen. Nur so hat sie die Sanktion der von Ruhm und Erfolgen gekrönten Jahre.«² Aus seiner Sicht hatte Napoleon mit seinem Beharren auf den Verfassungen des Empire völlig recht. Denn die einzige Legitimität, die er für sich in Anspruch nehmen konnte, bestand in seiner Vergangenheit, darin, was er als Erster Konsul und Kaiser erreicht hatte. Um sich erneut in den Besitz der Macht zu setzen, mochte er zwar beteuern, auf die Ideen des Grand Empire, auf eine imperiale Politik künftig verzichten zu wollen, aber schier unmöglich war es ihm, seine eigene Vergangenheit auszulöschen und solches Europa und die Franzosen glauben zu machen.

Mit Napoleons Rückkehr standen also erneut zwei Kernprobleme auf der Tagesordnung der französischen und der europäischen Politik, die Frankreich und Europa seit einem Vierteljahrhundert in Atem gehalten hatten – Verfassung und Krieg. Diese einander scheinbar so fernen, ja gegensätzlichen Tatbestände waren in der damaligen Situation unauflöslich miteinander verschränkt. Um in dem unausweichlich heraufziehenden Krieg gegen das ihm feindliche Europa bestehen zu können, bedurfte Napoleon der möglichst uneingeschränkten Unterstützung durch die Nation. Um sie zu gewinnen, standen ihm theoretisch zwei Wege offen: der Appell an den patriotischen Geist der Massen, der erfordert hätte, der jakobinischen Politik der *patrie en danger* von 1792/93 nachzufolgen. Doch das kam für einen Napoleon, 1792 in Paris Zeuge des Sturms auf das Königsschloss und der Septembermorde und seitdem von tiefem Abscheu gegen Aktionen der Masse erfüllt, nicht in Frage. Daher musste er die Notabeln, lange Zeit die verlässlichsten Stützen seiner Herrschaft, erneut für sich zu gewinnen suchen; doch das setzte voraus, dass er der Diktatur zugunsten einer konstitutionellen Regierung ent-

sagte, also das Wagnis einging, mitten in dem schwersten Waffengang, der Frankreich seit 1792 bevorstand, die Verfassung des Landes auf eine parlamentarisch-liberale Grundlage zu stellen.

Auch für die Alliierten war es auf der anderen Seite mit einem militärischen Sieg über Napoleon allein nicht getan. Um einem solchen Dauer zu verleihen, um in Europa dauerhaft eine neue Friedensordnung aufzurichten, mussten in Frankreich auf Napoleon ein Regime und ein Monarch folgen, die dies am sichersten zu verbürgen versprachen. Da man nach den bitteren Erfahrungen der Hundert Tage solches den Franzosen nicht allein zu überlassen für opportun hielt, war eine Einmischung in die inner französischen Angelegenheiten, welche die alliierten Sieger zunächst ganz und gar nicht beabsichtigt hatten, unvermeidlich; dem mit alliierter Unterstützung restaurierten Ludwig XVIII. trug dies jedoch das seine ganze weitere Regierungszeit vergiftende Stigma ein, im Tross der verbündeten Armeen zurückgekehrt zu sein – »dans les fourgons de l'étranger«. So hatte Frankreich zwar erneut die Charte; doch sie wurde, ohne dass auch nur ein Buchstabe an ihr verändert worden wäre, nicht mehr als die Charte von 1814 wahrgenommen. Ihr haftete das Odium an, allein infolge der Niederlage von Waterloo Geltung erlangt zu haben, dank der demütigendsten Niederlage, die Frankreich seit vier Jahrhunderten, seit Azincourt erlitten hatte. So wenig wie die Charte glich die Restauration von 1815 der von vielen Franzosen als glücklich und befreiend empfundenen Restauration des Vorjahres, und noch weniger glich der am 20. November 1815 geschlossene Zweite Pariser Frieden dem auf Ausgleich bedachten Frieden vom Jahr davor. Nun erfuhr Frankreich zum ersten Mal selbst, was Napoleon anderthalb Jahrzehnte lang seinen unterlegenen Gegnern ange-

tan hatte: Gebietsabtretungen, Kriegsentschädigung in vielhundertfacher Millionenhöhe, militärische Besetzung und die mit ihr verbundenen Kontributionen, Herausgabe der erbeuteten Kunstwerke.

Das größte und dauerhafteste Leid verursachte der Rückkehrer Napoleon indes dadurch, dass er den von ihm selbst zu Beginn seiner ersten Herrschaft beigelegten Parteizwist und Bürgerkrieg der Revolutionszeit erneut entfachte und in solcher Weise vertiefte, dass Frankreich bis gegen Ende des Jahrhunderts ein politisch und gesellschaftlich tief zerriesenes Land blieb. Auf Waterloo folgte die militärische Besetzung von mehr als sechzig Departements durch eine Million alliierte Soldaten. Was Frankreich insbesondere durch die preußischen Besetzer zu erdulden hatte, sollte die Beziehungen zwischen beiden Ländern für anderthalb Jahrhunderte auf unheilvolle Weise belasten. Die Hundert Tage läuteten nicht nur in Frankreich eine Epoche der Reaktion ein, sondern auch, wie die am Rande der Friedensverhandlungen am 26. September 1815 in Paris durch Zar Alexander, Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm vereinbarte Heilige Allianz befürchten ließ, in ganz Mittel- und Osteuropa.

Was war nun Ursache von Anfang und Ende der Cent-Jours und ihrer anscheinend in jeder Hinsicht negativen Bilanz? Die früheste Deutung der Ereignisse geht auf ihren Urheber selbst zurück – auf Napoleon. Ihm zufolge waren es die Schmerzens- und Hilfeschreie des von den Bourbonen gepeinigten französischen Volkes, das die kaiserliche Regierung zurückverlangte; diesem Appell mochte er sich nicht versagen, und getragen von einer Woge enthusiastischer Zustimmung des Volks bestieg er, ohne einen einzigen Schuss abzugeben, binnen zwanzig Tagen erneut den allein ihm legitimer Weise gebührenden Thron. Wenn er nach nur drei

Monaten diesen Thron erneut verlor, war das in den Augen des so rasch wieder Gestürzten die Folge von Waterloo, der durch Verrat und Fehler seiner Marschälle verursachten Niederlage. Viel von dieser Sicht der Ereignisse hat sich in der populären Vorstellung bis heute erhalten, doch der Wirklichkeit wird sie nicht im Entferntesten gerecht. Ihr kommt man erheblich näher, wenn man die Rolle des Militärs in Napoleons Aufstieg und Fall genau umgekehrt sieht. Richtig ist zwar, dass Napoleon, um in Paris erneut die Herrschaft an sich zu reißen, keinerlei militärische Gewalt anwenden musste; hierauf konnte er verzichten, weil die gegen ihn ausgesandten Soldaten und Offiziere, die einst fast allesamt unter ihm gedient hatten, in hellen Scharen zu ihm überliefen. Seinen Thron verdankte er also einer massenhaften Meuterei bzw., wie manche es sehen, einem militärischen Staatsstreich.

Zwar ist auf der anderen Seite gewiss nicht zu verkennen, dass seine Niederlage bei Waterloo Napoleons Sturz befördert hat. Doch über sein ferneres Verbleiben auf dem Thron wurde die Entscheidung nicht auf dem Schlachtfeld gefällt, sondern in Paris, wo er am dritten Tag nach der Schlacht wieder aufgetaucht war. Hier bekam er es mit einem Gegner zu tun, der auf seine Weise nicht weniger unnachgiebig war als Wellington und Blücher zusammen. Dieser Gegner war die von den Notabeln dominierte öffentliche Meinung und insbesondere das von ihm selbst einberufene Parlament, gewählt von Wahlmännern, die allesamt seinem früheren Regime entstammten. Noch am 11. Juni, als er zur Armee, zu seinem letzten Feldzug aufbrach, hatte Napoleon die frisch gewählten Abgeordneten eindringlich ermahnt, die gegenwärtige Notlage zu bedenken und sich nicht in sterile Verfassungsdebatten zu verstricken; doch genau das taten die Abgeordneten. Sie gaben der in ihren Augen noch immer nicht

befriedigend gelösten Verfassungsfrage den Vorrang vor der Abwehr des äußeren Gegners. Kaum einer von ihnen wünschte offen eine Niederlage der französischen Waffen, aber auch keinen Sieger Napoleon, in dem sie er neult den Diktator witterten. Indem sie nach Waterloo intransigent auf Napoleons Abdankung bzw. Absetzung drangen, vollzogen die Abgeordneten, wenn man die damals gültige Verfassung zugrunde legt, einen parlamentarischen Staatsstreich, der das definitive Ende der napoleonischen Herrschaft bedeutete.³ Napoleons abermaliger Sturz hatte also dieselbe Ursache wie seine erste Absetzung – nämlich dass es ihm, wie den Franzosen insgesamt, noch immer nicht gelungen war, das Urproblem von 1789 zu lösen, dem Land eine ihm zuträgliche Verfassung zu geben.

Neben vielen Verlierern und Belastungen für die Zukunft – die immensen menschlichen und materiellen Verluste des Feldzugs von 1815; die zahlreichen Opfer der *Terreur blanche* in den Anfängen der Zweiten Restauration; der in seiner Knospe erstickte junge französische Liberalismus; die bis zur Dritten Republik währende politische Instabilität Frankreichs; die auf beiden Seiten des Rheins genährten nationalistischen Ressentiments – neben all dem sahen die Hundert Tage auch einen Profiteur, nämlich in der Person ihres Verursachers. Um die auf den ersten Blick wie eine flüchtige Episode erscheinenden Hundert Tage in ihrer ganzen Tragweite zu erfassen, versuche man sich einmal vorzustellen, Napoleon wäre nicht von Elba zurückgekehrt. Sich auszumalen, wie dann seine letzten Lebensjahre – etwa als aufgeklärter, reformfreudiger Inselfürst – ausgesehen haben könnten, wäre ein müßiges Gedankenspiel. Absolut gewiss dagegen ist, dass sich die Welt, und zwar schon seit damals, ein ganz anderes Bild von ihm geformt hätte. Ein Napoleon ohne Water-

lo wäre nie nach Sankt Helena verbannt worden, und ohne sein Exil am Rande der zivilisierten Welt hätte er nicht sechs Jahre lang bis zu seinem Tod an seiner eigenen Legende weben und, seinen Begleitern diktierend, sein eigener Plutarch werden können. Ohne seine Rückkehr wäre ihm ein großer, wohl der größte Teil seines Nachruhms vorenthalten geblieben und er hätte nicht bis ins 21. Jahrhundert hinein die Phantasie von Literaten und Geschichtsschreibern beschäftigt.

Napoleons bis heute anhaltender Popularität hat seine Rückkehr nicht nur nicht geschadet, sondern sogar kräftig Vorschub geleistet – und das, obgleich er dadurch seinem eigenen Land unermesslichen Schaden zugefügt hat. In Frankreich verhalf sein Wiedererscheinen einerseits dem unseligen Ultraroyalismus zum Durchbruch und andererseits der Bildung einer bonapartistischen Partei, die beide für mehr als zwei Generationen ihren verderblichen Einfluss auf das politische Leben des Landes ausübten. Seine Rückkehr von Elba, die manchen als sein größtes und unverzeihlichstes Verbrechen gilt, ist bis heute der kräftigste Springquell der napoleonischen Legende geblieben. Hiervon zeugen nicht zuletzt die bereits seit geraumer Zeit auf Hochtouren laufenden Vorbereitungen, des Bicentenaire von Waterloo zu gedenken. Diese fügen sich bruchlos in den Mythos von dem Helden ein, der allein fremder Übermacht, also in einem unfairen Kampf, wenn nicht gar durch Verrat erlag. Die neuerliche Betrachtung der Hundert Tage, eingebettet in den gesamten Zeitraum von der Ersten bis zur Zweiten Restauration, soll dagegen zeigen, dass letztlich nicht die Waffen über Napoleons Schicksal entschieden haben, sondern der bis in die Anfänge der Revolution zurückreichende Kampf um eine der neuen Zeit angemessene politische Ordnung Frankreichs.